

In »Der Schmuggel über die Zeitgrenze« beschäftigt sich Chaim Noll mit seinem Leben im geteilten Berlin. Noll, der vor zwanzig Jahren nach Israel ausgewandert und heute in der Wüste Negev lebt, wuchs in Ost-Berlin auf, als Sohn des bekannten DDR-Schriftstellers Dieter Noll, der zur privilegierten Führungsschicht des Landes gehörte. Doch nur vordergründig ist dieser Band eine Auseinandersetzung mit dem politischen System im Osten Deutschlands, gegen das Noll als junger Mann opponierte, bis er im Winter 1983 – nach Versuchen der Staatssicherheit, sich seiner Manuskripte zu bemächtigen – sein erstes Buch von Diplomaten in den Westen schmuggeln ließ und selbst einen Ausreiseantrag stellte. Vor allem erzählt Noll die Geschichten von Menschen, prominenten und unbekannt, denen er begegnete, und erinnert an die aufregende Geschichte seiner Geburtsstadt.

Nolls Erinnerungen sind spannend, zugleich warmherzig erzählt, klar formuliert und frei von Betulichkeit.

*Chaim Noll* wurde 1954 unter dem Namen Hans Noll in Ost-Berlin geboren. Er studierte Kunst und Kunstgeschichte, bevor er Anfang der 1980er-Jahre den Wehrdienst in der DDR verweigerte und 1983 nach West-Berlin ausreiste, wo er vor allem als Journalist arbeitete. 1991 verließ er mit seiner Familie Deutschland und lebte in Rom. Seit 1995 lebt er in Israel. Neben seiner schriftstellerischen Tätigkeit unterrichtet Noll an der Universität Beer Sheva und reist regelmäßig zu Lesungen und Vorträgen nach Deutschland.

Veröffentlichungen, u. a.: »Der Abschied« (1985), »Der goldene Löffel« (1989, Neuausgabe im Verbrecher Verlag 2009), »Meine Sprache wohnt woanders. Gedanken zu Deutschland und Israel« (mit Lea Fleischmann, 2006). Im Verbrecher Verlag erschienen die Romane »Der Kitharaspieler« (2008), »Feuer« (2010), »Die Synagoge« (2014) sowie der Erzählungsband »Kolja. Geschichten aus Israel« (2012).

Chaim Noll

# Der Schmuggel über die Zeitgrenze

Erinnerungen

VERBRECHER VERLAG

Erste Auflage  
Verbrecher Verlag Berlin 2015  
www.verbrecherei.de

© Verbrecher Verlag 2015  
Einband: Christian Walter  
Lektorat: Kristina Wengorz  
Satz: Christian Walter  
Druck: CPI – Clausen und Bosse, Leck

ISBN 978-3-95732-085-8

Printed in Germany

In meiner Kindheit war viel von Polen die Rede – von dort stammen die meisten meiner Urgroßeltern. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts müssen sie eingewandert sein. Viel konnte ich nicht darüber in Erfahrung bringen, in der Familie herrschte ein Hang zum Verschleiern des Vergangenen.

Die Eltern meiner Berliner Großmutter kamen als junge Leute nach Berlin, die Stadt verkörperte damals Hoffnung und Zukunft, wie das ganze Deutsche Reich der siebziger, achtziger Jahre, eben durch einen sensationellen Sieg über Frankreich zustande gekommen, im wirtschaftlichen Aufschwung, eine kommende europäische Macht. Erst damals fand Berlin seine eigentliche Gestalt. Die neue Reichshauptstadt erlebte einen »Bauboom«, dehnte sich aus, es gab Arbeit, von überall strömten junge Menschen herbei, um ihr persönliches Glück auf das der Stadt zu gründen.

Die meisten Berliner waren von »auswärts«, noch heute erinnern viele Berliner Familiennamen an die polnische, schlesische, tschechische, jüdische Herkunft. Meine Urgroßeltern, wie viele andere, lösten sich aus ihrer früheren Identität, um in eine neue zu schlüpfen. Sie bemühten sich darum, »richtige Berliner« zu werden, Deutsche von der neuen, aufsteigenden Art. In ihren Kreisen betrug man sich »anständig«, das hieß zurückhaltend und dezent. Der Erwerb höherer Bildung war mühsamer als heute und galt als Ideal. Über bestimmte Dinge wurde einfach nicht gesprochen, zum Beispiel

über Sex oder darüber, wie viel oder wenig Geld man hatte. Man erzählte auch nicht jedem, woher man kam, und Polen gehörte nicht zu den Herkunftsländern, die viel Eindruck machten.

Meine Großmutter wurde schon in Berlin geboren, genau zur Jahrhundertwende. Der junge Mann, den sie in Berlin kennenlernte, mein Großvater, war Schweizer, in ihren Augen »eine gute Partie«. Er kam aus Basel und arbeitete als Ingenieur für eine im Aufstieg befindliche deutsche Firma. Die Schweizer Staatsbürgerschaft, die Schweizer Beziehungen erwiesen sich später als lebensrettend. In das brünette Fräulein »mit den sprechenden Augen«, wie meine Berliner Großmutter sich selbst als junge Frau beschrieb, verliebte er sich bei den allmorgendlichen Begegnungen auf einer Brücke über die Spree – eine »Straßenbekanntschaft«, wie seine Schweizer Schwestern, Cousinsen und Tanten mit spürbarer Missbilligung anmerkten. Meine Großmutter lachte darüber. Sie war ihrem angehenden Ehemann nur deshalb jeden Morgen auf der Brücke begegnet, weil sie schon als junge Frau »tüchtig«, das heißt berufstätig war. Sie arbeitete in Wolffs Telegraphischem Büro als Dolmetscherin für Englisch und Französisch, und war darauf sehr stolz.

Die Familie meines Vaters stammt aus Sachsen und Schlesien. Die väterlichen Großeltern, nach Verfolgung und mehrfachen Umzügen, lebten in Chemnitz. Mein Vater wurde etwa zwei Jahre vor meiner Geburt von der Universität Jena nach Berlin geholt, um Redakteur der Zeitschrift Aufbau zu werden. In der Redaktion lernte er meine Mutter kennen, die dort nach dem Abitur als Volontärin arbeitete. Als ich geboren wurde, war meine Mutter zwanzig, mein Vater siebenundzwanzig Jahre alt – für heutige Verhältnisse junge Eltern. Ich war ihr erstes Kind und wurde an einem heiteren Sommertag, dem 13. Juli 1954, gegen neun Uhr morgens im Krankenhaus Friedrichshain in Berlin geboren. Nach Auskunft

meiner Mutter wog ich achteinhalb Pfund und maß vierundfünfzig Zentimeter, ein großes, kräftiges Baby. Fotos zeigen mich fast immer guter Laune. Ich hatte allen Grund dazu: Seit dem ersten Tag umgaben mich Liebe und Wohlwollen – jetzt, wo ich da war. Vor meiner Geburt hatte es Kämpfe in der Familie gegeben, ob ich überhaupt zur Welt kommen sollte. Doch davon erfuhr ich erst später. Mein Vater fuhr mit der S-Bahn in den Westen der Stadt, um Alete Babykost für mich zu kaufen, Bananen, Orangen und alles, was es im Osten nicht gab.

Berlin lag damals in Trümmern. Schutthaufen säumten die Straßen, viele Häuser waren Ruinen. Kinderaugen erschienen diese Straßen unendlich lang und leer. Auch die Erinnerung an Staub ist sehr deutlich, an hellen, kalkigen Staub, der die dunklen Schuhe, die wir meist trugen, mit einem Film überzog. Nur langsam erholte sich die Stadt von ihrem Untergang als »Reichshauptstadt« einige Jahre zuvor. Berlin war die deutsche Stadt, der die meisten alliierten Luftangriffe gegolten hatten, der letzte am 19. April 1945. Insgesamt über dreihundert Angriffe, bei denen Zehntausende Tonnen Bomben abgeworfen wurden. Schon das Wegräumen der Trümmer war eine gigantische Arbeit. Man klopfte den Mörtel von Hunderttausenden Ziegelsteinen, um sie erneut verwenden zu können. Die Ziegel wurden in langen Menschenketten von Hand zu Hand durch die Trümmer gereicht und am Straßenrand aufgestapelt. Wie immer nach Kriegen waren die Männer rar, daher mussten Frauen schwere körperliche Arbeit verrichten. Viele Berlinerinnen bekannten zeitlebens mit Stolz, »Trümmerfrau« gewesen zu sein.

Im Wirrwarr der Stimmungen dieser Jahre überwog der Überlebenswille. Über die Katastrophe wurde ungern gesprochen, allenfalls in Andeutungen. Zuerst müsse man, sagten die Erwachsenen, schnell »wieder auf die Beine kommen«. Die politischen

Verhältnisse standen dem in gewisser Weise entgegen: Deutschland war ein von fremden Armeen besetztes Land, das einen Krieg verloren hatte. Was immer geschehen sollte, musste von den vier Besatzungsmächten genehmigt werden, die Berlin, die gefallene Hauptstadt, unter sich aufgeteilt hatten, in vier Sektoren.

Wir lebten im Stadtteil Prenzlauer Berg, im sowjetischen Sektor. Die Wohnung lag in einem Viertel relativ neuer Häuser, gebaut in Form eines mehrfach geöffneten, einen Park umschließenden Rechtecks zwischen Grell-, Gubitz-, Hosemann- und Erich-Weinert-Straße, nahe der Greifswalder, der großen Magistrale nach Norden. Bis auf wenige Narben im Putz waren die Häuser unbeschädigt, anders als die in der benachbarten Naugarder oder Rietzestraße, deren Bausubstanz die für Prenzlauer Berg typische war: der Raum zwischen den Straßenfassaden mit Hinter- und Quergebäuden zugebaut, einst ein dichtes steinernes Netz. In dem nun große Lücken klafften. Heute, so zeigen mir Satellitenbilder im Internet, ist ein Großteil dieser Innenflächen begrünt. Damals waren es Trümmerhaufen, gesperrte Gelände mit verschütteten Kellern, ausgebrannte Hinterhäuser mit hohlen Fensteröffnungen, Brandmauern, geschwärzt von den Feuerlohen der Bombennächte.

Der Geruch nach Feuer und Asche hatte sich in die Gemäuer eingefressen. Wir Kinder kletterten trotz der Verbotsschilder auf Schutthaufen und wagten Exkursionen in vom Feuer ausgehöhlte Gebäude. Zum Brandgeruch kam, je mehr wir uns den Ruinen näherten, der penetrante Gestank von Kalkstaub und feuchtem Mörtel, von Moder, Urin und dem Unsäglichen, das sich in den düsteren Gemäuern verbergen mochte. Immer wieder entdeckte man Skelette in den früheren Luftschutzkellern, denn oft waren die Keller, Zuflucht der Bombennächte, zu Gräbern geworden. Schaurige Geschichten wurden erzählt: Beim Öffnen oder Spre-

gen einer stählernen Eisentür hätte man Erstickte gefunden, Keller voller Leichen, gespenstisch gebleicht durch herabfallenden Kalk und Schimmel. Die Leichen, hieß es, »zerfielen« in dem Augenblick, in dem sie mit frischer Luft in Berührung kamen. Manchmal war es gelungen, vorher ein Foto zu schießen, mit Blitzlicht, im undurchdringlichen Dunkel der unterirdischen Räume. Da saßen sie auf Bänken entlang der Wände, Frauen, Kinder, alte Leute, nahe der Tür der Luftschutzwart mit der Hakenkreuzbinde am Arm, alle in Mäntel und dicke Wolle gehüllt, die Frauen mit Kopftüchern, die Kinder mit Mützen, ver mummt, in sich zusammengesunken, und waren allesamt erstickt.

Derlei packte meine Fantasie. Ich hatte nie in einem Luftschutzkeller gesessen und stellte es mir grauenhaft vor. Wegen der Enge, der Unentrinnbarkeit. Wenn man es geschickt anstellte, konnte man die Erwachsenen zum Reden bringen, über die Bombennächte und Luftschutzkeller, die gegen Ende des Krieges eine alltäglich aufgesuchte Einrichtung waren. Die Kinder, hörte ich, hätten dort gespielt. Die Frauen Neuigkeiten und Klatsch ausgetauscht, zwischen Halbwüchsigen sei es zu verstohlenen Berührungen, ersten Küssen im Kellerdunkel gekommen. Und immer wären dort Menschen »verschüttet« worden, mit unterschiedlichem Ausgang. Die Geretteten litten oft für den Rest ihres Lebens unter Angst, Albträumen und Panikattacken. Wenn sich jemand sonderbar benahm, zu unkontrollierten Zuckungen, hysterischen Zuständen neigte, hieß es entschuldigend: Er oder sie »war verschüttet«. Die spärlichen Erzählungen, die vor dem Hintergrund der Schuttberge, der ragenden Brandmauern, Ruinen und mit Stahltüren versehenen Kellergänge suggestiv und vollkommen realistisch wirkten, haben bei mir tiefen Eindruck hinterlassen. Bis heute meide ich enge Räume, Partys, Einkaufszentren, überhaupt Menschenansammlungen, sitze nicht

gern in Flugzeugen, Schnellzügen, lebe in der Wüste, in Weite und Wärme, möglichst bei geöffneten Fenstern und Türen.

Die Trümmergrundstücke waren auch deshalb zu meiden, weil man dort in die Tiefe stürzen und verunglücken konnte. Selbst im weniger schlimmen Fall, wenn man den Sturz überlebte und verletzt in einem dunklen Loch liegen blieb, würde den um Hilfe Rufenden wahrscheinlich niemand hören – auch das eine albraumhafte Vorstellung. Und dann hieß es, dort trieben Sittlichkeitsverbrecher und Mörder ihr Unwesen, lockten ahnungslose Kinder in zerbombte Häuser und Keller. Zweierlei wurde mir früh eingeschärft: nicht mit »Fundmunition« zu spielen – womit die vielen herumliegenden Patronen und Sprengkörper gemeint waren – und niemals, unter keinen Umständen »mit fremden Männern« mitzugehen. In Hamburg hatte sich einige Jahre vor meiner Geburt eine Serie rätselhafter Morde ereignet, die Leichen wurden in Ruinen gefunden. Man fahndete nach dem Mörder in Bahnhofsgaststätten, Wartesälen, Bunkern und anderen unheimlichen Stätten, an denen sich Obdachlose aufhielten. Millionen Deutsche lebten ohne festen Wohnsitz, bewegten sich als Flüchtlinge oder »Ausgebombte« durch die vier Besatzungszonen. Als besonders gefährlich galten die unterirdischen Teile der Trümmerwelt. In einem damals verbreiteten Rundschreiben der Polizei wurde geraten, »auf der Straßenmitte zu gehen, um nicht aus einem Kellerloch angesprungen zu werden.«

Viele Menschen galten als »vermisst«. Ich ließ mir von den Eltern erklären, was das hieß: Man wusste nicht, ob sie noch lebten oder »umgekommen waren«. Man sagte in diesem Fall »umgekommen«, nicht »gestorben«, um anzudeuten, dass ihre Todesart – falls sie tot waren – eine tragische, vielleicht gewaltsame war. Das Wort »vermisst« kannte ich aus dem Radio, wo der Suchdienst des

Roten Kreuzes täglich von unbeteiligten Sprecherstimmen lange Listen verlesen ließ, Namen von Menschen, die als »vermisst« gemeldet wurden. Diese Sendungen überfielen uns überraschend, mitten im Programm, nach einem Musikstück oder einer heiteren Plauderei, und wirkten deshalb umso gruseliger. Besonders schrecklich fand ich, dass unter den Vermissten viele Kinder waren. Auch Bauersfrauen, zum letzten Aufgebot geholte Hitlerjungen, Volkssturm-Männer. Die Stimme las den Namen vor, dann die Mitteilung: »Zuletzt gesehen am ...«, es folgten Zeit und Ort. Manchmal Besonderheiten, auffallende Kennzeichen, sichtbare Anomalien, Behinderungen – auch das wirkte in diesem Zusammenhang bedrückend. Der Zeitpunkt, zu dem sie das letzte Mal gesehen worden waren, lag irgendwann in den letzten Jahren des Krieges oder des großen Durcheinanders, das darauf folgte. Die Orte meist in Deutschlands verlorenen Ostgebieten, aus denen Hunderttausende in Panik vor der anrückenden Roten Armee geflohen oder gewaltsam vertrieben worden waren. Manchmal auch in Gegenden, deren bloßer Name beim Zuhören Gruseln erregte wie »Skagerrak« oder »Kattegat«.

Die Ängste meiner Kinderzeit waren zu einem Gutteil Ängste der Erwachsenen, die an uns weitergegeben wurden. Es waren lebhaftere Ängste, sie fanden Ausdruck in drastischen Worten. Lässt sich ein Ort denken, der tiefer verstört, mehr von Angst beherrscht wäre, als ein Land, das eben einen Krieg verloren hat? Noch dazu einen Krieg, den man selbst begonnen hatte ... Warum eigentlich? Darüber wollte niemand sprechen. Über die ganze Hitler-Zeit wurde ungerne gesprochen. Wie in manchen Familien ein Onkel oder Schwager nicht erwähnt wird, weil er Trinker ist oder kriminell oder aus anderen Gründen beschämend. Die Bombennächte wurden dargestellt wie eine schicksalhafte Katastrophe,

ihre Vorgeschichte, der Weg, der dorthin geführt hatten, blieben möglichst unerwähnt.

Es war, als lebten wir auf einem Tell, einem Hügel über einer zerstörten Stadt, voller Trümmer, die über das Geschehene Aufschluss zu geben vermochten und die dennoch – oder gerade deswegen – niemand ausgraben wollte. Auf diesem brüchigen Untergrund verbrachte ich eine behütete, fast idyllische Kindheit. Unser »Karree« – so sagte man damals in Berlin zu einem Häusergeviert – war von Bombentreffern verschont geblieben, auch die parkähnliche Grünanlage, die es umschloss. Die Anlage spannte sich weit genug, um mir die Illusion von Landleben zu vermitteln, von Wiese, Obstgarten und Gehölz. Ich erinnere mich an Sommernachmittage, die ich liegend im Gras verbrachte, zwischen wilden, duftenden Blumen, mit Blick in den Himmel, an dem silberblasse Cumuli trieben, mit der Beobachtung von Bienen, Hummeln, Käfern, Schmetterlingen beschäftigt, ein kleiner, für sich bestehender Kosmos, der sich für das lärmende Leben der Menschen, für ihre Häuser, Bahnen, Autos nicht interessierte. Er glich den Zeichnungen im »Ameisen-Ferdl«, einem tschechischen Kinderbuch, dessen Autor und Illustrator Ondřej Sekora erklärmaßen ein Pendant zu Micky Maus schaffen wollte, eine sozialistische Alternative zu der im Westen der Stadt beliebten, im Osten als Ausbund des Amerikanismus verrufenen Welt der Disney-Comics. Womöglich war die Ameise Metapher für das menschliche Dasein in zerstörten Städten. Sie war dünn, drahtig, ein Arbeitstier, mit schweren körperlichen Arbeiten beschäftigt wie viele Menschen dieser Tage. Sekoras Kinderbücher wirkten sympathisch und mitfühlend, wir liebten sie sehr. Der Autor war Kommunist geworden, nachdem er und seine Frau die Konzentrationslager der Nazis überlebt hatten.

Einige Nachbarn pflanzten gleich hinter den Häusern in umzäun-

ten Gärten – von der »Kommunalen Wohnungsverwaltung« an sie verpachtet – Obstbäume, Johannis- und Stachelbeersträucher, Blumen, Rhabarber, Spinat. Man handelte damit. Körbe voller Gurken, Möhren, Salatköpfe wechselten den Besitzer, auch das erinnerte an Dorfleben. In den Jahren des Mangels hielten viele Berliner Hühner oder Kaninchen. Fotos zeigen mich in einem der Gärten, in einer Kinderbadewanne sitzend, mit hölzernen Schiffen spielend. Bäume spenden Schatten an diesem heißen Tag, um mich Rasen, Blumenbeete. Alles mitten in der Stadt. Wir spielten dort im Grünen oder vorn auf der Straße – damals keine große Gefahr, wenig befahren, und wenn, von langsamen Autos und Pferdefuhrwerken.

Der größte Teil unserer Anlage war öffentlich, mit langen Wegen zwischen Büschen und Bäumen. Auf offenen Plätzen hatte man Wippen und Schaukeln aufgestellt, auch »Kloppstangen«, eiserne Gestelle, an denen die Teppiche aufgehängt und ausgeklopft wurden (elektrische Staubsauger galten als unerhörter Luxus), mit einem Instrument aus Rohr, elastisch, kompliziert geflochten, überaus haltbar, das »Ausklopfer« hieß, in Berlin »Ausklopfer«. Manche Erwachsene benutzten ihn auch zur Erziehung ihrer Kinder – so wurde erzählt. Ich versuche mich zu erinnern, ob ich es je mit eigenen Augen gesehen habe. Da meine Eltern modern und aufgeschlossen waren, Anhänger des berühmten sowjetischen Pädagogen Makarenko, wurden wir, mein zwei Jahre jüngerer Bruder und ich, selbstverständlich nie »verklopft«.

Mein Bruder war zwei Jahre nach mir geboren worden. Ich nahm ihn erst richtig zur Kenntnis, als ich mit ihm spielen konnte. Seit er da war, hieß es »teilen«, jede Süßigkeit, jede Banane – die Eltern legten großen Wert auf diesen Vorgang. »Gib ihm etwas davon ab«, hieß es, wann immer ich etwas geschenkt bekam. Ein Mensch, der alles für sich behalten wolle, lernte ich, sei dumm, er

könnte niemals Freunde haben und verurteile sich selbst zur Einsamkeit. Bald entdeckte ich im Abgeben und Teilen ein Vergnügen, das den Verlust aufwog: Es machte mehr Spaß zu zweit. Wenn wir eine Süßigkeit teilten und zusammen aßen, konnten wir uns darüber austauschen, wie gut sie schmeckte. Erst durch Blicke, Gesten und Geräusche, später durch Worte. »Meckt«, erklärte mein Bruder, und auch mir schmeckte die Schokolade dann irgendwie noch besser. Je mehr er Sprechen lernte, umso größer das gemeinsame Vergnügen, Mein Bruder und ich haben bis heute eine gemeinsame Sprache. Trotz großer Unterschiede, Meinungsverschiedenheiten, fast entgegengesetzter Lebensweisen können wir immer miteinander reden.

Der kleine Bruder ging mit mir zum Spielen, mir wurde eingeschärft, auf ihn aufzupassen, und später, als er dazu halbwegs selbst imstande war, mit ihm »zusammenzuhalten«. Das gehöre sich so unter Brüdern. Falls es Ärger mit anderen Kindern gab, an der »Kloppstange« und anderswo, hieß es summarisch: »Wenn andere euch angreifen, haltet zusammen.«

Die »Kloppstange« war ein primitives Turngerät, Treffpunkt der Kinder des Häuserblocks. Man hing dort kopfüber und schaukelte, dieses Kunststück wurde »Schweinebammel« genannt, angeregt von den Schweinehälften, die im Schlächterladen »bammelten«, auf eiserne Haken gespießt, und mein kindliches Entsetzen erregten. Die Leute um uns aßen viel Schweinefleisch, als Wurst, Kotelett, Schnitzel oder Gehacktes, als Eisbein oder Schweinebauch mit Grünkohl, sie aßen es bedenkenlos, wollten nach den Hungerjahren des Krieges schnell Gewicht zulegen, das köstliche Gefühl der Sättigung erleben.

Wenn Mädchen an der Kloppstange bammelten, fielen ihnen die Röcke über die Köpfe, man sah ihre Schlüpfen und nackten Beine,

eine Attraktion für die Jungs, die um das Gerät herumstanden und Witze rissen. Wir trugen damals Lederhosen, es war noch vor dem Siegeszug der Jeans. Lederhosen galten als praktisch, da sie schwerer zu zerreißen und zu durchlöchern waren als Tuchhosen. Man wirtschaftete sparsam: Eine Hose wurde auf Zuwachs gekauft und musste ein paar Jahre halten. Oft wurde sie, grau, abgeschabt, voller Narben, an jüngere Geschwister vererbt.

Während sich die größeren Kinder an der Kloppstange trafen, dort turnten, redeten, stritten und die grausamen, schmerzhaften Kabalen der Kinderzeit austrugen, war der Treffpunkt der kleineren Kinder der Buddelkasten, ein flacher Verschlag aus Brettern, grob gezimmert, zwischen die feiner weißer Sand geschüttet wurde, Sand wie am Meer, das die meisten von uns noch nicht kannten. Reisen, auch Ferienreisen, kamen erst allmählich wieder auf. Nach Jahren der Kriegswirren, Flüchtlingsströme, Völkerwanderungen war man fürs Erste froh, an einem festen Ort zu sein. Auch im Buddelkasten spielten Jungs und Mädchen getrennt, die Mädchen »Einkaufsladen«, »Pupp doktor« und Ähnliches, die Jungs Kämpferisches. Offenes Kriegsspielzeug war in diesen Jahren verpönt, galt geradezu als anstößig. Daher kam das Indianerspielen in Mode, eine vergleichsweise unverfängliche Sphäre, obwohl auch sie ins Kriegerische überging. Aus den Westzonen der Stadt wurden amerikanische Trommelrevolver (»mit Knallplätzchen«) mitgebracht, Indianerkostüme, Trapperhüte und Federschmuck. Zum Spielen im Buddelkasten oder zu Hause gab es aus Pappmaché, später aus Plastik hergestellte kleine Indianer, manche auf Pferden, dazu Zelte, Totempfähle, Palisaden, Grenzfestungen aus Holz, auch Squaws und Cowboys, mit denen wir Kampfspiele austragen konnten, ohne dass richtige Soldaten zu sehen waren oder gar Panzer und Kanonen. Solches Spielzeug fand erst einige Jahre später Verbreitung,

unwiderstehlich, sowohl im Osten wie im Westen der Stadt. Zuerst löste sein Erscheinen noch moralische Entrüstung bei den Älteren aus, dann sah man es überall.

Der Buddelkasten war das erste gesellschaftliche Zentrum, das ich kennenlernte. An die frühen Spiele, das Herumschaufeln im Sand und Bauen von Burgen, kann ich mich kaum erinnern. Sie waren durchweg konstruktiv, fast ohne Spannung, ohne innere Ambivalenz. Als wir größer wurden, kam es zu gemischten Spielen, Jungs und Mädchen gemeinsam, zunächst »Vater-Mutter-Kind«. Die Initiative ging meist von den Mädchen aus. Oft endete das Spiel damit, dass der einbezogene Junge, sobald seine Freunde auftauchten, die fiktive Familie sitzenließ und sich mit der Jungsbande zu interessanteren Unternehmungen aufmachte. Die Mädchen waren auch sonst mit den Vätern des Spiels unzufrieden: Diese verschmutzten die auf den Sandboden gezeichnete Wohnung, erwiesen sich als »trampelig«, »machten kaputt« und »stellten sich blöd an«, was häusliche Verrichtungen oder den Umgang mit Puppen betraf. Nicht selten führte das Spiel zu Krach und Geschrei. Wir Jungs spielten es ungern, meist einem Mädchen zuliebe, dem wir gefallen wollten. Denn bei aller selbstverständlichen, elementaren Verachtung gegenüber Mädchen (»doof«, »zickig«, »Petze«, »Heulsuse«) ging von diesen Wesen ein seltsamer Zauber aus, der uns zwang, sie immer im Auge zu behalten, mit ihnen, sobald sie uns ansprachen, zu reden, gelegentlich sogar zu tun, was sie verlangten.

Eine frühe Erinnerung ist der Besuch meiner Chemnitzer Großmutter, die mit mir zu einem der Buddelkästen ging. Während ich buddelte, saß sie auf einer Parkbank, rauchte Zigaretten und plauderte mit vorüber kommenden Nachbarn oder mit meiner Mutter.

Die Chemnitzer Großmutter war eine dominierende Persönlichkeit. Sie hatte in den zwanziger Jahren als eine der ersten Frauen in Deutschland studiert und ein Lehrerinnenexamen abgelegt. Mit meiner Mutter verstand sie sich gut, zu ihrer Beruhigung war meine Mutter nicht blond, sondern schwarzhäutig und dunkeläugig – die Großmutter mochte blonde Mädchen nicht. »Gott sei Dank kein blonder Zischer«, soll sie nach der ersten Begegnung zu ihrer Tochter, meiner Tante, gesagt haben. Der Chemnitzer Großmutter galt allgemeiner Respekt, weil sie »Verfolgte des Nazi-Regimes« war, abgekürzt VdN, ein Status, der im Osten Deutschlands mit Privilegien verbunden war (etwa bei der »Vergabe von Wohnraum«), außerdem mit einer hohen Rente. Es gab sogar einen Ausweis für die vordem »Verfolgten«, in graues Leinen gebunden, von der Größe eines Reisepasses, mit roter Schrift: »Deutsche Demokratische Republik – VdN«. Die sowjetische Besatzungsmacht und später die Verwaltung der DDR wollten Menschen, die gegen die Nazis gekämpft hatten, betont bevorzugen und aus der Masse der übrigen Bevölkerung herausheben. Mir wird erst heute bewusst, dass mein Vater als Sohn einer »Verfolgten« von Anfang an gute Startbedingungen in diesem Staat gehabt haben muss.

Die Geschichte meiner Chemnitzer Großmutter wurde mir lange vorenthalten. Ein Kommunikationsproblem über drei Generationen. Durch beharrliches Fragen konnte ich den Eltern Andeutungen entlocken, doch keine zusammenhängende Erzählung. Auch die Großmutter verlor kaum ein Wort über das, was mit ihr geschehen war. Erst Jahrzehnte nach ihrem Tod erfuhr ich ihr Schicksal, aus einem Buch »Literarisches Chemnitz«, veröffentlicht im Jahre 2008 zur Erinnerung an die Schriftsteller dieser Stadt, in dem ein Kapitel meinem Vater gewidmet ist, ein weiteres seiner jüdischen Mutter, gestützt auf Material aus Archiven der Stadt.